

Oppositionspartei führen, er erhob den Anspruch, politisch zu gestalten. Dazu musste die SPD neue Wählergruppen für ihre Politik erschließen. Was er schon auf dem Wahlparteitag 1972, vor dem größten Wahlsieg in der Geschichte der SPD, als »Neue Mitte« bezeichnete, war eine Wählerallianz, die sich als Reformbündnis zusammenschloss. Brandt beschrieb die Rolle der SPD beim Schmieden dieser Allianz so: »Sie ist in meinem Verständnis in der politischen Geographie die große linke

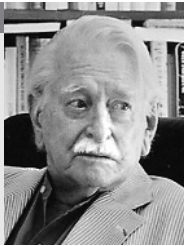
Volkspartei, die nach Möglichkeit jene Strömungen der sozialen Demokratie, des demokratischen Sozialismus, in sich verarbeiten muß... Bindendes Element ist die Überzeugung, daß soziale Fortschritte und Veränderungen nur in Freiheit und in strikter Treue zum demokratischen Rechtsstaat vollzogen werden können ...«

Dem ist – auch von heute aus betrachtet – nichts hinzuzufügen. Diese Worte bleiben sein Vermächtnis und zugleich Richtschnur für uns Nachgeborene. ■

Klaus Harpprecht

Die Glosse: Cherchez les dames

Klaus Harpprecht



(*1927) ist Mit-Herausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei *S. Fischer* erschien zuletzt: *Arletty und ihr deutscher Offizier*. 2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, nun für sein Lebenswerk.

François Hollande hat vor der Wahl den Bürgern des Landes eine Präsidentschaft der »Normalität« versprochen. Das hörten die Leute gern, denn sie waren der Kapriolen des Vorgängers müde geworden, obschon sie zugeben mussten, dass er sich unter Aufsicht von Carla Bruni gebessert hatte. Schluss mit »Bling-Bling«. Noch vor der Wahl brachte sie ein Töchterchen zur Welt. Die Mehrheit der Franzosen zog dennoch dem Kindesvater den grundbürgerlichen Monsieur Hollande vor, der auf Geheiß seiner Gefährtin – mit dem (für französische Zungen) schwierigen Namen Valérie Trierweiler – zehn Kilo fortgehungert hatte und sich nur noch in untadelig geschnittenen Anzügen zeigte: der arriivierte Bourgeois aus dem Bilderbuch.

Sage keiner, die privaten Affären der Herrscher und die Geschichten von ihren

Damen seien unpolitisch. Sie waren es in Frankreich nie. Sie sind es erst recht nicht, wenn die eine dieser für das höchste Amt im Staat kandidiert hat, die andere – eine alerte Journalistin – gar nicht verbirgt, dass sie Einfluss zu nehmen gedenkt. Die Mitregentschaft der Frauen hat sich seit der Zeit der gekrönten Häupter nicht geändert. Über jedem Präsidenten der Errepublik schwebt – es ist paradox – der Glanz des Monarchentums, nicht nur dank der wehenden Helmbüsche der Garde Républicaine auf ihren stolzen Rossen, nicht nur wegen des höfischen Gepräges im Elysée-Palast, sondern auch durch die Machtfülle, die jene des amerikanischen Präsidenten noch übertrifft. So hofften die Franzosen – heimliche Monarchisten, die sie sind – auf einen Bürgerkönig. Keinen zweiten Louis Philippe, sondern auf einen wahren Bürger aus ihrer Mitte.

Sie sind sich der guten Wahl nicht mehr so sicher. »Cherchez les femmes!«, seufzen sie resigniert. Es stört sie nicht weiter, dass es die Herren im Elysée mit der Moral nicht allzu genau nehmen: Das gehört sozusagen zum Beruf. Giscard d'Estaing nutzte seinen Charme politisch wenig. Sein Nachfolger Mitterrand, zwar klein von Wuchs,

doch mit den feinen Zügen eines Mannes von Geist begabt, beehrte manche Journalistin mit seiner eleganten Gastfreundschaft. Schließlich wurde gemunkelt, er unterhalte in Paris gar eine Nebenfamilie (die vielleicht eher zur Hauptfamilie avanciert war). Um das Staatsgeheimnis unter der Decke zu halten, ließ der Präsident in den Kellern des Elysée eine elektronische Überwachungszentrale installieren, die vor allem die Chefs von *Le Monde* im Auge, vielmehr im Ohr behalten sollte: zweifellos ein Unternehmen jenseits der Legalität. Jacques Chirac begnügte sich – wie seine Frau ohne erkennbares Ressentiment öffentlich einräumte – mit konventionellem Fremdgehen. Sarkozys Ehekrise mit Cecilia schwappte ins Elysée hinüber, bis sie ihm mit seinem einstigen Public Relations-Experten davonlief. Mit Carla hatte er Glück (freilich nicht in der Politik).

Wie brav dagegen François Hollande in die Welt schaute, seit der gemeinsamen Studien-Zeit in der Elite-Schule ENA mit Ségolène Royal liiert, der attraktiven Offizierstochter mit den energischen Zügen. Das letzte ihrer vier Kinder brachte sie zur Welt, als sie ein Ministeramt versah, ohne ihren Schreibtisch auch nur eine Woche verwaist zu lassen. Wegen der Kinder zu heiraten, fanden die beiden allzu spießig. Sie brauchte keinen Trauschein, um sich auf den Weg zu machen, den ihr Ehrgeiz verfolgte. Er stieg unterdessen zum Generalsekretär der Sozialisten auf: ein unscheinbarer, doch überaus tüchtiger Parteichef.

Die Flirts, die man ihm nicht zugetraut hätte, nahm Ségolène nicht weiter ernst. Doch im Gang der Jahre schlug die tändelnde Freundschaft mit einer Reporterin von *Paris Match* plötzlich (oder doch nicht so plötzlich?) in eine veritable Passion um. Zwar gab es auch einen Monsieur Trierweiler, Philosoph von Beruf, und drei Kinder, aber das konnte die Leidenschaft nicht dämpfen. Hinter den Kulissen – die zunächst intakt gehalten wurden – fochten die beiden Damen um den Mann einen

Kampf aus, in dessen Verlauf die tragische Entschlossenheit bald genug die Komik überschattete – ein Drama, das nur ein Autor von der ironischen Welt- und Menschenkenntnis eines Jean Anouilh hätte schreiben können. Ein Mann mit den eher schwachen Konturen des Parteisekretärs löste solch furiose Energien aus! Ein Rätsel. Oder? Anouilh, der geniale Dramatiker, bemerkte in einem seiner schwarzen Stücke, die großen Verführer sähen in Wahrheit alle wie Buchhalter aus.

Massive Intrigen, Fallen, die gestellt, Schlingen, die ausgelegt wurden: Die Damen waren sich für nichts zu schade. Schließlich der Clou: Ségolène kündigte ihre Kandidatur fürs Präsidentenamt ausgerechnet in *Paris Match* an, der journalistischen Heimat der Rivalin. Sie gewann immerhin 17 Millionen Stimmen – ohne die volle Unterstützung des Parteiapparates. Vielleicht, vielleicht hätte sie Sarkozy knapp besiegen können, hätten sich die Sozialisten für sie so entschlossen engagiert wie fünf Jahre später für Hollande. Mit der Bestätigung ihrer Niederlage gab sie die Trennung vom Vater ihrer vier Kinder bekannt.

Sie selbst legte sich für den einstigen Partner, als er sich um die Präsidentschaft bewarb, fast übereifrig ins Zeug, obschon sie wusste, dass Madame Trierweiler mit ihm ins Elysée ziehen würde (ohne ihrer journalistischen Arbeit adieu zu sagen). Freilich wurden in der offiziellen Biografie des Kandidaten die gemeinsamen Jahrzehnte mit Ségolène glattweg unterschlagen. Aus einem Foto im Kreis seiner Kinder wurde die Mutter – nach Kreml-Art – kurzerhand wegretuschiert. Der Präsident erwähnte sie in seinen Reden mit keinem Wort.

Ségolène, zu recht gekränkt, bewarb sich in La Rochelle um die Wahl in die Nationalversammlung. Der eingessessene Abgeordnete ließ sich nicht beiseite drängen. Auch der Ausschluss aus der Partei beeindruckte ihn nicht. Madame Royal, ihrer Wahl merkwürdig sicher, kündigte an, dass sie Präsidentin des Hohen Hauses wer-

den wolle: Damit hätte sie den dritten Rang im Protokoll hinter dem Staatschef und dem Präsidenten des Senats besetzt. Valérie Trierweiler aber machte sich ans Werk, diesen Sprung der Rivalin in die Spitzen der Staatshierarchie zu verhindern. Aus dem Elysée-Palast schickte sie dem konkurrierenden Deputierten eine Twitter-Botschaft: Er möge sich nicht entmutigen lassen. Skandal! Die Intrige war zu primitiv, um für Valérie Sympathien zu gewinnen. Dennoch verlor Ségolène die Wahl haushoch.

Dem Präsidenten, dem die Mutter seiner Kinder die Leviten las, blieb nichts anderes, als sich öffentlich auf ihre Seite zu stellen. Aber das half ihr nicht mehr. Hernach sah sich François Hollande gezwungen, seiner Partnerin jede politische Einmischung zu untersagen und die gemein-

samen Auftritte, die das Protokoll erlaubte, strikt zu begrenzen. Eine doppelte Demütigung. Wer weiß, ob ihm Valérie die öffentliche Rüge und die Zurücksetzung jemals vergeben wird. Dann ginge die böse Rechnung Ségolènes am Ende auf. Vorbei die Illusion von der »Normalität« der Präsidentschaft. Das Wahlkönigtum läge in den Pfützen der Groteske.

Für Monsieur Hollande Grund genug, sich endlich mit ungeteilter Aufmerksamkeit den brennenden Problemen des Euro, der europäischen Budget- und Finanzkontrolle, der Beziehung zur Kanzlerin, den so schwer einlösbaren Versprechen an die Armen, die Arbeitslosen, die Jungen in den Banlieues zuzuwenden. Viel Zeit für die Liebe bleibt nicht. Vielleicht sollte er Ségolène als Botschafterin zu Frau Merkel schicken. ■

Analyse:

Hannah Wettig

Die arabischen Revolutionen im Spiegel der Theorie

Hannah Wettig

(* 1971) Sozialwissenschaftlerin, berichtete für diverse deutsche Zeitungen aus der arabischen Region und arbeitete u.a. als Redakteurin für den libanesischen *Daily Star*. Mit Heidemarie Wiczorek-Zeul hat sie das Buch *Wege zur Einen Welt – Etappen sozialdemokratischer Entwicklungspolitik* bei *vorwärts* veröffentlicht.

hannahwettig@yahoo.de



Als Anfang 2011 die Tunesier und Ägypter ihre Diktatoren stürzten und auch in Libyen, Jemen, Bahrain und Syrien die Massen gegen ihre Machthaber auf die Straßen gingen, war offensichtlich, dass es sich um Revolutionen handelte. Inzwischen benennen westliche Medien und Experten die Erhebungen vorsichtiger als »Frühling«, oder verkleinernd als Revolutionen. Dieser Wandel in der Bewertung ging mit wachsender Skepsis einher. Die Revolution ist aus westlicher Sicht gescheitert,

wenn sie kein stabiles Nachfolgesystem hervorbringt.

In der Geschichte ist es eher die Ausnahme, dass Revolutionen unmittelbar eine stabile Demokratie hervorbringen. Die Französische Revolution führte zur Herrschaft des Terrors und schließlich in die Despotie Bonapartes. Die Russische Revolution ebnete den Weg für Jahrzehnte stalinistischen Terrors. Die deutschen Revolutionen scheiterten bis 1989 allesamt. Wer aber spräche von einer französischen, russischen, deutschen Rebellion? Nach den arabischen Revolutionen bereiten vor allem die Gewinne der Islamisten Sorge. Zugleich zeigte sich, dass in Ägypten zumindest vorübergehend eine Militärdiktatur entstand. Als sich in Ägypten der Systemwechsel nicht einstellte, Libyen im Chaos zu versinken schien und der syrische Diktator nicht abtreten wollte, wurde aus der